

Aus Freude am Lesen

Eine kleine Stadt im indischen Punjab. Inmitten eines furchtbaren Blutbads wird als einzige Überlebende der niedergemetzelten Familie die 14-jährige Durga gefunden – mehr tot als lebendig. Das traumatisierte Mädchen wird von der örtlichen Polizei für das schreckliche Unglück verantwortlich gemacht. Doch die Sozialarbeiterin Simran Singh, aus Delhi zur Hilfe gerufen, um etwas aus dem verstörten Mädchen herauszubekommen, glaubt nicht an die Schuld des Mädchens. Simran, die in Delhi ein unabhängiges und ganz und gar nicht standesgemäßes Leben führt, stößt auf ein düsteres Netz aus Korruption und Lügen – in einer Welt, der sie längst entronnen zu sein glaubte und in der das Leben eines Mädchens nichts zählt.

KISHWAR DESAI wuchs in Indien auf. Dort arbeitete sie viele Jahre als TV-Journalistin, unter anderem als Nachrichtenkorrespondentin, Produzentin und CEO eines Fernsehsenders. Als sie vor acht Jahren nach London zog, wandte sie sich verstärkt dem Schreiben zu. Sie widmet sich aktuellen Fragen der indischen Gesellschaft und ist in den indischen Medien stets präsent. »Die Überlebende« ist ihr Romandebüt, für das sie mit dem renommierten Costa First Novel Award ausgezeichnet wurde. Kishwar Desai lebt mit ihrem zweiten Ehemann, dem Parlamentarier und Ökonomen Meghnad Desai, in London.

Kishwar Desai

Die Überlebende

Ein Fall für Simran Singh

Deutsch von Leon Mengden

btb

Titel der Originalausgabe: »Witness the Night«



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2013,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2010 by Kishwar Desai
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagfoto: Getty Images/Maremagnum
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
MK · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74372-8

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Für Meghnad,
der ein wundervolles gemeinsames Leben
für uns erträumt hat*

1. KAPITEL

9. September 2007

Du hast mir gesagt, ich soll aufschreiben, was mir in den Sinn kommt. Aber in meinem Kopf sind zu viele Fragen, zu viele ängstliche Gedanken. Ich muss erst all diese Zweifel loswerden – nur dann kann ich überhaupt wieder richtig denken. Du verstehst nicht, wie schlimm das ist. Niemand versteht das.

Wie entgeht man der Tyrannei seiner Träume? Den Schritten, die einen immer wieder zu einem Haus voller Geister zurückführen, in dem einen aus jedem Fenster ein Gesicht anstarrt, und jedes einzelne von ihnen ist einmal geliebt, einmal vertraut gewesen; aber nun haben diese Gesichter blutunterlaufene Augen und blutleere Lippen, ihre Körper sind gebrochen, die Gliedmaßen hängen schlaff hinunter – und doch sind sie immer noch von Sehnsucht nach Leben erfüllt. Aber sie schweigen, allesamt. Die zähe Galle des Kummers, die aus ihren Herzen fließt, ist in ihre Kehlen geronnen und hat ihre Stimmen erstickt. Ihr mattes, fahles Haar lässt einen an Seegrass denken; es ist grünlich, flechsig, wird leicht vom Wind verweht. Doch überall um ihre zusammengesunkenen Leiber herum schwebt der scharlachrote Geruch von frischem Tod; das Fleisch an ihren Füßen ist soeben erst für die Hunde geschmetzelt worden, aber die Hunde verhalten sich ganz sonderbar; sie kläffen gar nicht, sie stupsen das Fleisch nicht einmal mit den Nasen an. Ob sie merken, wessen Fleisch es ist? Aber woher sollten sie das wissen? Riecht Menschenfleisch irgendwie anders? Ist bei Tieren irgendwo tief in

ihrer DNA etwas verborgen, eine Art Treue-Gen, das es ihnen ermöglicht, diese Unterschiede zu erkennen? Nichts in diesem Haus ist so, wie es sein sollte, denn nun macht sich noch ein anderer Geruch bemerkbar, der in jede Ritze dringt – der Geruch verbrennenden Fleisches. Das Haus ist ein Shamshan Ghat, eine Verbrennungsstätte für Leichen, und nur die Blumen müssen noch zusammengekehrt werden – so nennt man Knochen, wenn sie zu Asche zerfallen sind, sie werden dann zu weißen Blüten.

All diese Gesichter an den Fenstern, liebkost von meinen Händen und geküsst von meinen Lippen, werden nun, da sie zu weißen Blüten geworden sind, in Urnen aus Ton gefüllt und im Ganges versenkt werden. Aus dem schlammigen Wasser, das nichts, was es je verschlungen hat, wieder hergibt, werden Blasen aufsteigen und mit gierigen Fingern nach jeder Urne greifen, sie mir aus meinen hilflosen Händen reißen, um sie mit sich fortzuzerren. Ich werde dreizehn Gebete für jede der Urnen sprechen, dreizehn Mal vor mich hin murmeln, was man mich zu sagen gelehrt hat.

Wenn ich mir das Haus anschaue, sehe ich es im Wind schwanken...

Es regnet. Ich liebe den Regen. Ich stehe vollkommen bewegungslos im Garten, lasse mich von der immer fester werdenden Umarmung der Nacht umfassen und die Regentropfen wie winzige Schläge auf meine Haut prasseln. Ich möchte am ganzen Körper von ihnen berührt werden, möchte, dass meine Tränen sich mit dem unablässigen Niederschlag vermischen, bis ich nicht mehr zwischen Tränen und Regen unterscheiden kann, bis ich alles in mir aufgenommen habe, den Regen, die Wolken, den Wind, und ich von all jenen Tröpfchen geprügelt worden bin, bis meine Gefühle stumpf und meine Augen blind geworden sind, wenn ich sie zum freien Himmel hebe, so dass ich weder das Haus noch die in all ihrem Liebreiz doch so unerbittlichen Ge-

sichter in seinen Fenstern mehr erkennen kann. Ich würde so gerne vor ihnen davonlaufen, wenn ich nur könnte, doch wohin soll ich gehen?

Ich wende mich ab und renne die Landstraße hinunter, nehme mir eine Rikscha, lasse mich von ihr zum Bahnhof fahren und steige in den Zug nach Delhi, wie man es mir aufgetragen hat. Doch irgendetwas hält mich zurück. Ist es das Blut, das auf den weißen Marmorstufen gerinnt? Ich kehre um und versuche, in der Kälte des Regens zitternd, mit seinem Wasser meine Fußabdrücke wegzuwischen, aber es kommt immer neues Blut aus dem Haus geflossen, und die Fußabdrücke kommen immer wieder zum Vorschein, deutlich und unverwechselbar. Unwillkürlich weiche ich ein wenig zurück, denn es geht mir langsam auf, dass dieses Haus, das so hoch vor mir aufragt, für die Ewigkeit bestimmt ist, gerade so, als wäre es schon zu Beginn der Schöpfung erschaffen worden, um für immer und ewig fortzubestehen. Und aus jedem der Fenster, die ich allesamt offen stehen gelassen habe, damit der Geruch des verbrannten Fleisches und der verbrannten Knochen sich verflüchtigen kann, werden weiterhin diese ausdruckslosen und doch so wohlwollenden Gesichter starren, alle dreizehn, und mir aus stumpfen Augen zuzwinkern, die gespreizten Finger fest vom Tod umklammert.

Aber ich habe es dann doch getan. Ich bin von dort fortgelaufen, wenn auch nicht allzu weit. Ich brauchte nur die Straße zu überqueren, und dort wartete er schon auf mich. Mir liefen immer noch die Tränen über die Wangen, und ich war die ganze Zeit damit beschäftigt, mir das Blut von den Händen zu wischen. Er hatte mir versprochen, dass wir nach Delhi gehen würden, um dort ein neues Leben anzufangen. Doch als er da nun unter seinem Schirm stand, erklärte er mir, dass wir nicht sofort aufbrechen könnten, weil wir dazu Geld bräuchten. Also hat er mir gesagt, was ich zu tun hätte. Ich sollte zurück zu dem

Haus gehen, und wenn man mich dort fand, sollte ich weinen, so wie ich es jetzt gerade tat, und sagen, mir wäre unwohl gewesen und ich hätte mich in meinem Zimmer schlafen gelegt. Dann wäre ich von dem Geruch brennenden Fleisches geweckt worden, und als ich aus meinem Zimmer gekommen sei, hätte ich all die Leichen entdeckt, eine nach der anderen. Ich wäre vollkommen hysterisch geworden und hätte geschrien, und dann wäre jemand über mich hergefallen. Ich hätte den Mann nicht erkannt, denn er sei ganz in Schwarz gekleidet gewesen und hätte eine Maske getragen. Die Diener hätten allesamt Ausgang gehabt, und ich hätte nicht gewusst, was ich tun sollte. Mir wäre schwindelig geworden, und obwohl ich um Hilfe gerufen hätte, hätte niemand mich gehört, weil der Regen so prasselte und es schon so spät in der Nacht war.

Wir sind dann wieder in das Haus gegangen, er und ich, und er hat mich geohrfeigt, weil ich so viel weinte, und dann hat er mir die Hände zusammengebunden und mir gesagt, ich solle mich aus den Fesseln zu befreien versuchen, damit Abdrücke an meinen Armen zurückbleiben würden. Es sollte so aussehen, als hätte jemand versucht, mir etwas anzutun und mich dazu gefesselt. Obwohl überall um uns herum lauter Blut und verbranntes Fleisch war, hat er meine Bluse hochgeschoben und meine Brüste gedrückt, und dann hat er mich in mein Zimmer gebracht, wo er mir meine Hose auszog und mich aufs Bett stieß. Mir war speiübel, und ich wollte nicht tun, was er von mir verlangte, aber er meinte, es müsse sein, damit unsere Geschichte glaubhafter wirkte, also gehorchte ich dieser mir so vertrauten, vernünftig klingenden Stimme und ergab mich dem Gefühl seiner Hände und seines Mundes auf mir.



Ich öffne die Augen und starre an die Decke. Ich werfe einen Blick auf die Uhr – drei in der Früh. Ab und zu wird der Raum von den Scheinwerfern eines vorbeifahrenden Autos erhellt. Es ist alles so still, so still, wie es nur in Jullundur still sein kann. Nach all diesen Jahren der Bombenattentate, wenn Explosionen die Nacht in grelles Licht tauchten, sind es jetzt nur noch Autoscheinwerfer. Ich greife nach einer Zigarette. Es hat viele Vorteile, das Zimmer mit niemandem teilen zu müssen. Man kann im Bett furzen, und man kann rauchen, ohne vorher um Erlaubnis fragen zu müssen. Ich betrachte die bunt bedruckte Baumwollbettwäsche und stelle mir den letzten meiner Freunde vor, der sich darauf geräkelt hat. Er war haarig, fett und vermögend gewesen. Immer noch besser als kahlköpfig, dürr und bettelarm. Aber er hing auf geradezu unerträgliche Weise an seiner »Mummyji«.

Komische Sache, so eine Nabelschnur. Wenn man ein Mädchen ist, können sie es kaum erwarten, sie zu durchtrennen. Aber für Knaben läuft Milch wie Honigtau aus Mummyjis Brüsten. Ich habe gesehen, wie mein letzter Freund sich voller Wohlbehagen in Mummyjis Blick gesonnt hat, während er seine Millionen in Aktien und Wertpapieren wie Spielchips vor sich aufstapelte. Warum sollte sie bei ihrem immer weiter anwachsenden Vermögen, den immer verheißungsvolleren Patienten, eine dunkelhäutige, in schlichte Baumwolle gekleidete Schwiegertochter wie mich wollen? Ich blies den Zigarettenrauch aus und pustete meinen letzten Freund von mir fort.

Ich habe immer noch Mummyjis empörte Stimme im Ohr: »Simran, du bist eine Sikh, eine echte *Sardarni*, und du rauchst?!«

Ich mache es mir im Bett ein wenig bequemer, lümmele mich auf die Seite, wo mein letzter Freund gelegen haben würde. Im Gästezimmer der Polizei von Punjab riecht es nach

Rauch. Sobald der Rauch erst einmal in das System der Klimaanlage gedrungen ist, sagt man, kann er dort jahrelang zirkulieren. Genau wie meine paranoiden Zwangsvorstellungen, die es mir unmöglich machen, auch nur das geringste Detail aus meinem Gedächtnis zu verbannen.

Ich lasse alles immer und immer wieder vor meinem geistigen Auge ablaufen. Wie Rauch verteilt es sich in meinem Kopf. Das Mädchen. Das Untersuchungsgefängnis. Meine Theorie, die gleichzeitig eine Hypothese und ein Albtraum ist. Das Szenario, das ich während der vergangenen drei Monate wieder und wieder einer Prüfung unterzogen habe. Das Einzige, was mich daran verunsichert, ist meine Unfähigkeit, die einzelnen Stücke zusammenzufügen. War dort ein Mann gewesen, ein Fremder, der nicht zum Haus gehörte? Das Mädchen verneint es – und doch ist sie ganz offensichtlich vergewaltigt worden. Oder war es Mord in Notwehr? Hat sie überhaupt jemanden getötet? Haben ihr Bruder oder ihr Vater versucht, sich an ihr zu vergehen? Als man sie fand, war ihr ganzer Körper mit Wunden übersät und voller Blut – ihrem eigenen und dem von so vielen anderen –, so dass es schwierig war, ihr eine Schilderung dessen, was sich zugetragen hatte, zu entlocken, zumal sie ja auch kaum sprechen konnte. Die folgenden drei Monate hat sie im Krankenhaus verbracht und war gerade erst in ein bewachtes Zimmer verlegt worden, in dem sie unter Aufsicht der Justizbehörden stand. Das macht mir Sorgen. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass alles einfach zu offensichtlich ist, zu eindeutig. Die Erfahrung lehrt mich, dass wir die Grenzen neu definieren, die Mauern, die unser Denken blockieren, umstoßen müssen. Als Amateurpsychologin und ehrenamtliche Sozialarbeiterin – die trotzdem einen Vollzeitjob macht und sich dafür herablassend als *barmherzige Samariterin in inoffiziellen Diensten* schimpfen lassen muss – kann

ich für dieses vierzehnjährige Waisenkind nur tiefstes Mitleid empfinden. In den vergangenen fünfundzwanzig elenden Jahren habe ich keinen erbärmlicheren Anblick erlebt.

Ich gehe noch einmal meine Aufzeichnungen durch, lese, dass ihre sämtlichen Familienmitglieder vergiftet aufgefunden worden sind und dass einige der Opfer darüber hinaus noch mit einem Messer erstochen wurden. Da es keine entlastenden Indizien oder Fingerabdrücke gab, war sie zur Hauptverdächtigen erklärt und in polizeiliche Verwahrung genommen worden. Sobald die Polizei ihren Fall abgeschlossen hat, könnte es sehr wohl sein, dass sie jahrelang auf ihren Prozess warten muss. In Indien kommen nur wenige solcher Fälle vor Gericht, ehe nicht mindestens zwanzig Jahre ins Land gegangen sind. Zu diesem Zeitpunkt wäre sie dann vierunddreißig Jahre alt und vermutlich für jegliche Bemühungen, sie zu bessern, unempfindlich – und spätestens dann war sie wahrscheinlich zur Mörderin geworden, falls sie dies bei ihrer Einlieferung ins Gefängnis nicht ohnehin schon gewesen war.

Ich stecke mir noch eine Zigarette an. Mist, jetzt ist der Strom ausgefallen. Wie halten es die Menschen bloß aus, in diesem verfluchten Land zu leben? Wenn du deine Steuern nicht bezahlst, kriegen sie dich ganz schnell am Arsch, aber du selber bist gegen sie vollkommen machtlos, sobald du erst einmal die verdammten Politiker gewählt hast, die dann in königlichem Luxus leben, während der Rest der Bevölkerung sich glücklich schätzen kann, wenn es ihm gelingt, ein bisschen elektrischen Strom zu organisieren. Ich sehe eine Hochzeit, bei der ich vor Kurzem eingeladen war, noch wie einen Film in HD-Qualität vor mir: Die Tochter der besten Freundin meiner Mutter heiratete den Sohn eines Ministers aus dem Regierungskabinet, eines *Staatsministers mit besonderen Aufgaben*, um es genau zu sagen. Der Ort, in dem die Hochzeits-

feier stattfand, war ausgeleuchtet, als gelte es, einem Raumschiff der NASA den Weg zurück zur Erde zu weisen. Mit den Unsummen, auf die sich allein die Miete für die Stromaggregate in den diversen Hotels und Wohnhäusern, in denen gefeiert wurde, belief, hätte man mehrere Hundert gewöhnliche Heimstätten mindestens einige Jahre lang ununterbrochen mit Strom versorgen können. Meine Mutter war zu Tränen gerührt gewesen, zu Freudentränen natürlich, dass die Tochter ihrer Freundin mit solch Glanz und Gloria verheiratet wurde. Wenn du es hast, dann zeig es auch – das war schon immer eines ihrer Mottos gewesen. Eine langjährige Tradition in ihrer aus dem Punjab stammenden Familie.

Ich wühle herum und finde endlich eine Kerze, dann widme ich mich wieder meinen Aufzeichnungen über den »Fall«, wie ich die Geschichte immer noch bezeichne. Kalter Schweiß läuft mir den Rücken hinunter. Es ist augenscheinlich, dass sich niemand groß um Durga geschert hat. Wäre da nicht ihr stattliches Erbe gewesen, hätte »der Fall« wahrscheinlich nicht einmal das öffentliche Aufsehen erregt, das ihm dann doch zuteilwurde. Aber vielleicht würde diese ganze Aufmerksamkeit eine vorgezogene Aufnahme der gerichtlichen Untersuchung erzwingen?

Mir ist nur zu bewusst, was mir Unbehagen bereitet – die Gefahr, dass ich mich mit den einfachen, naheliegenden Erklärungen zufriedengebe. Zu meinem ständigen Bedauern weiß ich, dass wir es uns manchmal zu leicht machen. Wir sind vielleicht müde und erschöpft, der vermeintliche Täter will nicht so recht kooperieren, die Familie des Opfers drängt möglicherweise mit aller Macht. Oder sie drängt, weil sie Macht *hat*. Ja, es hat durchaus Fälle gegeben, in denen das Justizsystem einem solchen Drängen nach- und klein beigab und

am Ende der Falsche verurteilt wurde. Wenn es denn überhaupt noch zu einer Verurteilung kam.

In unseren Tagen jedoch rufen solche von den Medien breitgetretenen Fälle natürlich Mahnwächter und engagierte Journalisten auf den Plan. Das ist der Sache nicht immer dienlich; denn wenn ein Fall so sehr in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerät, könnte das Gericht sich genötigt fühlen, eine von der Mehrheit erwartete Entscheidung zu treffen. Im Namen der Demokratie kann man alles erreichen, sogar einen Tod durch Erhängen.

Und da ist es dann vielleicht doch gut so, dass ich vor langer Zeit davon Abstand genommen habe, Anwältin zu werden. Ich habe einen weit dornigeren, aber dafür selbstverantwortlicheren Weg gewählt, um denjenigen zu helfen, die auf der Strecke geblieben sind. Ich weiß, dass sich das ziemlich blasiert anhört, doch lassen Sie es sich gesagt sein – Selbstgefälligkeit ist das A und O, wenn man in Indien als Sozialarbeiterin etwas erreichen möchte, vor allem, wenn man es vorgezogen hat, freiberuflich zu arbeiten und nicht als Diener der Herrschenden. Denn nur dann habe ich das Recht und die Möglichkeit, lautstark gegen die hirnlosen Machenschaften der Bürokratie zu protestieren, während ich gleichzeitig in meinen eigenen Bemühungen, die Dinge zu einem Besseren zu wenden, fortfahre. Und damit kann ich mich glücklich schätzen, denn da die Regierung wenig gedankliche Anstrengung und Zeit auf Wohlfahrtspflege zu verschwenden pflegt, kann ich meinen Heiligenschein der Rechtschaffenheit aufrechten Hauptes tragen. Meine tugendhaften Mitstreiter und ich machen uns für die elementaren Rechte der Millionen Namen- und Gesichtsloser, der oftmals Unschuldigen, Ungehörten stark, all jener, die sonst mit Füßen getreten würden. Wer will es uns da verübeln, wenn wir uns ein wenig Eigenlob gön-

nen und uns selber auf die Schulter klopfen, anstatt uns mit Händeringen und Wehklagen zu bescheiden, wie man es sonst allerorts erlebt?

Natürlich könnte ich mich mit der Vorstellung, überhaupt jemals jemandem geholfen zu haben, auch vollkommen auf dem Holzwege befinden. Aber diese Vorstellung lässt mich weitermachen, bis ich dann gelegentlich doch auf das letzte finstere Loch stoße und jemanden herausziehe, der in Grund und Boden getrampelt worden ist. Warum tue ich das? Reine Dickfelligkeit. Man kann es auch so sehen wie meine Mutter – dass ich nämlich mit voller Überlegung einen Beruf gewählt habe, der die meisten Heiratskandidaten (es sei denn, es handelte sich bei ihnen um Kriminelle oder Ausgestoßene) erleichen und sie die Beine in die Hand nehmen lässt.

Es mir einfach zu machen, liegt mir nicht. Wenn ich zu der Überzeugung gelange, es liegt irgendwo ein Justizirrtum vor, klinke ich mich ein, spreche mit diesem und mit jenem, lasse mich von niemandem vor seinen Karren spannen und versuche, die Wahrheit herauszubekommen. Dabei kann ich mir nie sicher sein, ob meine Bemühungen auch von Erfolg gekrönt sein werden. Manchmal legt jemand ein Geständnis ab, oder ich bekomme einen Tipp. Seltsamerweise schenkt mir die Halb- und Unterwelt gerade deshalb häufig ihr Vertrauen, weil ich mit meinem Ordensschulen-Hindi und meinen gestylten Haaren aus dem Frisiersalon eine so auffällige Erscheinung bin. Ich wirke so weit entfernt von der Welt der zwielichtigen Geschäfte, der Drogendeals und der Messerstechereien, so weit entfernt von allem, was an Strafverfolgung erinnert, dass sie sich beim besten Willen nicht vorstellen können, ich wäre eine geldscheffelnde Anwältin oder eine Dealerin: Ja, ich bin eben nur eine schwache Sozialarbeiterin mit meinem übergroßen aufgemalten roten Bindi zwischen den Augen-

brauen und meinen offenen *Kolhapuri*-Sandalen. Wenn ich den Leuten versichere, ich wünschte mir für sie alle ein Leben in Freiheit und in einer gerechten Welt, dann wissen sie, dass ich es wirklich ernst meine, denn ich trage meinen Idealismus vor mir her wie eine Zauberwaffe, stets bereit, sämtlichen bösen Dämonen damit den Garaus zu machen.

Und manchmal beginnen sie sogar, so wie ich daran zu glauben, dass sie Erlösung erlangen könnten. Die Ordenschule, auf die ich gegangen bin, hat mich allerhand vielversprechende Dinge in Bezug auf Schuld, Sündenbekenntnis und Vergebung gelehrt.

Trotzdem habe ich zu viele Fälle erlebt, in denen Missetäter zuerst »bekehrt« worden waren, sich dann aber gleich wieder mit ihren alten Kumpanen zusammentaten, so dass sie dem uralten Teufelskreis von Gefängnis, Freiheit und wieder Gefängnis dann doch nicht entrinnen konnten. Da sieht man sich dann schon mal mit der Frage nach dem »Sinn des Lebens« konfrontiert. In vielen Fällen kann man den Straftäter kaum mehr von den Umständen, aus denen er hervorgegangen ist, trennen, und dann wird einem klar, dass das Leben wirklich ungerecht sein kann. Nun, da die Wissenschaftler ein Untreue-Gen entdeckt haben, ist es wahrscheinlich bloß noch eine Frage der Zeit, bis sie auch auf das »Kriminalitäts-Gen« stoßen, und was machen wir dann? Entledigen wir uns sämtlicher Gefängnisse und eröffnen stattdessen große medizinische Zentren, in denen Erbmasse umprogrammiert wird? Oder wird man nach unzähligen Versuchen an Mäusen zu dem Schluss kommen, dass die Injektion von Serotonin bei gleichzeitiger Reduzierung von Testosteron das aus den Fugen geratene chemische Gleichgewicht ausbalancieren kann und wir alle liebevollere und mitfühlendere und ausgeglichene Zeitgenossen werden?

Ich hatte schon befürchtet, am Ende meiner Weisheit angelangt zu sein – meine letzte Erfahrung als Weltverbesserin hatte mich fast zu der Überzeugung gebracht, dass es doch alles keinen Zweck hätte –, doch dann las ich von Durgas »Fall«, und er interessierte mich, weil das Verbrechen in Jullundur, meiner Geburtsstadt, geschehen war. Es mag nach unangemessener Eitelkeit klingen, aber mich beschlich das Gefühl, dass ich Durga besser verstehen könnte als beinahe jeder andere. Ich konnte ihr vielleicht helfen, nicht an ihrem Kummer und ihrer Not zu zerbrechen. Heutzutage wird aus allem gleich »ein verzweifelter Hilferuf« gemacht. Angeblich dreizehn Menschen ermordet zu haben, berechtigte einen sehr wohl zu solch einem Hilferuf, fand ich.

Wir alle haben unsere kleinen Schwächen. Meine hat immer darin bestanden, Tiefen auszuloten, vor denen andere wohlweislich zurückwichen. Als Amarjit, ein alter Freund vom College (wir konnten auf einige gemeinsame Erlebnisse zurückblicken), der inzwischen Generalinspekteur der Gefängnisse von Punjab war und mich stets in meiner Arbeit mit Strafgefangenen bestätigt hatte, mich anrief, konnte ich einfach nicht nein sagen. Er wollte, dass ich das Mädchen besuchte, ihr gut zuredete und der Polizei half, zu einer wie auch immer gearteten Entscheidung zu kommen, was ihren Geisteszustand betraf. Außerdem fühlte er sich für das Mädchen verantwortlich, weil dessen Eltern eng mit ihm befreundet gewesen waren und sie nun ja niemanden mehr hatte – bis auf eine Schwägerin in Southall, die dem Tod nur entkam, weil sie rechtzeitig nach England zurückgekehrt war. Ihr Ehemann, Durgas Bruder, befand sich unter den Toten.

Da sitze ich also nun um drei Uhr morgens in einem Gästehaus der Polizei und starre eine Kerze an. Mein Nachthemd ist von Schweiß durchtränkt. Ich streife es ab und stelle mich un-

ter die Dusche. Das kühle Wasser verschafft mir augenblicklich Erfrischung. Unwillkürlich nehme ich jede meiner beiden inzwischen etwas erschlafften, fünfundvierzig Jahre alten Brüste in die Hand und taste sie nach Knoten und Schwellungen ab. Nichts. Aber meine sorgenvollen Gedanken zerstreut das nicht. Sind wir dabei, eine Vierzehnjährige in ein Netz von Schuld zu verstricken? Oder könnte sie tatsächlich dreizehn Menschen auf einmal umgebracht haben? Sie waren alle vergiftet worden, über ein paar von ihnen war man mit dem Messer hergefallen, und bei anderen wiederum war der halbherzige Versuch unternommen worden, sie zu verbrennen. Hätte es nicht geregnet, wäre möglicherweise das ganze Haus in Flammen aufgegangen.

Und sie war vergewaltigt worden. Oder doch nicht? Spielt mein gesundes Urteilsvermögen mir einen üblen Streich, oder lasse ich mich von jener Art Küchen-Psychologie leiten, die weibliche Sexualität bei Minderjährigen gleich als Verbrechen brandmarkt? Das Lolita-Syndrom. Das erinnert mich auf unangenehme Weise an einen anderen Fall, über den ich ebenfalls heute, doch bereits früher am Tag, gelesen hatte und der mir vermutlich doch mehr unter die Haut gegangen ist, als ich wahrhaben wollte. Das Internet mag dafür gesorgt haben, dass die Welt ein ganzes Stück kleiner geworden ist, aber es hat sie auch blutiger werden lassen und unser Vertrauen in sie erschüttert. Während ich in der Vergangenheit jeden Fall als für sich einmalig betrachtet habe, weiß ich nun, dass ich dort immer etwas finden kann, das im Vergleich noch blutrünstiger ist als das, womit ich mich gerade befasse, oder doch zumindest etwas, das mir einen Schimmer von Verständnis verschaffen könnte. Während andere Menschen das Internet nach Seelenverwandten abgrasen, gehe ich online, um nach verdrehten Hirnen und elenden Leben zu suchen. Und hof-

fentlich ein wenig Einsicht darin, warum sie zu dem wurden, was sie sind.

In diesem zweiten Fall war es um ein junges Mädchen namens Billie Joe gegangen, die in der englischen Stadt Hastings eines gewaltsamen Todes gestorben war. Als Tatverdächtigen hatte man ihren Adoptivvater festgenommen. Billie Joe war mit einem Messer niedergestochen worden, als sie gerade die Haustür anstrich. Einige der zu dem Mord befragten Bekannten des Mädchens hatten angedeutet, dass sich die junge Frau ihrer weiblichen Anziehungskraft durchaus bewusst war und diese benutzt hatte, um ihren Stiefvater, einen Schuldirektor, und die anderen männlichen Lehrer an ihrer Schule zu manipulieren. Weiterhin gab es versteckte Hinweise auf eine heimliche Affäre und darauf, dass der Stiefvater seine Gelüste – und später dann seine Wut – nicht hatte im Zaum halten können; doch man schloss auch nicht aus, dass er von seiner Adoptivtochter erpresst worden war. Letzten Endes wurde er jedenfalls freigesprochen. Ein klares Beispiel dafür, dass die naheliegendste Erklärung nicht immer die richtige ist.

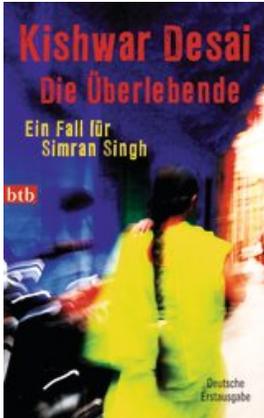
Genau diese naheliegendste Erklärung ist es, vor der ich auf der Hut sein muss. Während ich im Geiste die verschiedenen Möglichkeiten durchgehe, wird mir immer klarer, wie sehr Durgas Fall mich fasziniert. Allein schon der Name scheint so passend – Durga, die feurige, vielarmige Göttin, deren Neigung zu Blutvergießen und Zerstörung die Mythen beflügelt, die sich um sie ranken. Jene Durga, die ich im überfüllten Gefängnis von Jullundur vorfand, kam mir jedoch vor allem schrecklich unsicher und geistesabwesend vor. Gestern sind wir uns zum ersten Mal begegnet, und ich fand zuerst überhaupt keinen Zugang zu ihr.

Natürlich – das ist ganz offensichtlich – trennen uns Welten voneinander. Ich hatte Jullundur, einer staubigen, wie planlos

aus dem Boden gestampft wirkenden Provinzstadt –, eigentlich mehr ein Dorf mit Hang zum Höheren –, den Rücken gekehrt, als ich zwanzig Jahre alt war. Das war ein Verstoß gegen sämtliche guten Sitten, an dem nicht nur das Herz meiner Mutter zerbrach, sondern auch meine Verlobung mit einem jungen Mann, dem eine sehr vielversprechende Karriere in der Miederwarenbranche in Aussicht stand. Da überall um mich herum Mädchen verheiratet wurden, war auch ich davon ausgegangen, dass mir gar keine andere Wahl bliebe, obwohl ich bereits über achtzehn war und damit bereits mündig. Doch zum Glück erwies sich das Geschäft mit Damenwäsche als sehr befreiend. Als ich der Meinung war, genügend über V-Ausschnitte und gepolsterte Büstenhalter gelernt und auch den Unterschied zwischen synthetischen und natürlichen Geweben verinnerlicht zu haben – ein Unterrichtsstoff, der mir hauptsächlich während langer Ausfahrten auf einem Vesparoller, die regelmäßig in Feldern mit praktischerweise sehr hoch wachsendem Zuckerrohr endeten, nahegebracht wurde –, bekam ich das Gefühl, dass es nun an der Zeit war, weiterzuziehen.

Und nun bin ich fünfundzwanzig Jahre später in ebendiese Stadt zurückgekehrt, immer noch unverheiratet, aber dafür Veteranin diverser Liebesbeziehungen und einigermaßen in der Welt herumgekommen, außerdem Expertin auf dem Gebiet des Strafvollzugs an Frauen – »Frauen hinter Gittern: Was Eingesperrtsein für Frauen bedeutet«, lautete der Titel meiner Abschlussarbeit –, was sollte ich also gemein haben mit einem jungen, verängstigten Mädchen, das sein ganzes Leben in diesem Provinznest verbracht hatte?

Durga sieht älter aus als vierzehn. Ich hatte im Fernsehen schon Bilder von ihr gesehen, aber in Wirklichkeit ist sie viel dünner. Stupsnase und volllippiger Schmolmund in einem



Kishwar Desai

Die Überlebende

Ein Fall für Simran Singh

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74372-8

btb

Erscheinungstermin: August 2013

Ein Mädchen ohne Zukunft, eine unerschrockene Ermittlerin.

Eine kleine Stadt im indischen Punjab. Inmitten eines furchtbaren Blutbads wird als einzige Überlebende der niedergemetzelten Familie die 14-jährige Durga gefunden – mehr tot als lebendig. Das traumatisierte Mädchen wird von der örtlichen Polizei für das schreckliche Unglück verantwortlich gemacht. Doch die Sozialarbeiterin Simran Singh, aus Delhi zur Hilfe gerufen, um etwas aus dem verstörten Mädchen herauszubekommen, glaubt nicht an die Schuld des Mädchens. Simran, die in Delhi ein unabhängiges und unkonventionelles Leben führt, stößt auf ein düsteres Netz aus Korruption und Lügen – in einer Welt, der sie längst entronnen zu sein glaubte und in der das Leben eines Mädchens nichts zählt.

 [Der Titel im Katalog](#)